

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 9

Artikel: Kann ein schweizerischer Schriftsteller vom Ertrag seiner Feder leben?
: Antworten auf eine Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



KANN EIN SCHWEIZERISCHER SCHRIFTSTELLER VOM ERTRAG SEINER FEDER LEBEN?

ANTWORTEN
AUF EINE RUNDFRAGE

Wir richteten folgenden Brief an eine Anzahl schweizerischer Schriftsteller:

Sehr geehrter Herr!

Es würde uns interessieren, was Sie einem jungen schweizerischen Schriftsteller sagen würden, der Ihnen die Frage stellt, ob und wie sich ein schweizerischer Schriftsteller ausschliesslich durch seine schriftstellerische Arbeit durchschlagen kann. Nicht theoretisch, sondern auf Grund Ihrer eigenen Erfahrungen und Beobachtungen. Dabei sind vielleicht die journalistische und die eigentliche literarische Arbeit auseinander zu halten.

Wir glauben, dass diese Antworten durchaus nicht nur für angehende Schriftsteller, sondern auch für ein weiteres, gebildetes Publikum aufschlussreich sein werden. Sie kennen ja zweifellos die merkwürdigen Vorstellungen, die in dieser Beziehung in der Oeffentlichkeit herrschen.

Bitte legen Sie eine möglichst unkonventionelle Photographie von Ihnen bei.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr sehr ergebener

Schweizer Spiegel Verlag

Hier die Antworten:

Rechnen Sie aus: Im Jahr 1915 begann ich mich als Autor zu fühlen, Manuskripte anzubieten, Zeitschriften zu nötigen und Honorare zu erhoffen. 1917 kam das erste Buch heraus, rund 14 Jahre sind seither vergangen; als normaler «studierter» Kultureuropäer aus dem Alpengebiet müsste ich minimal Fr. 70,000, normal aber etwa Fr. 84,000, und anständigerweise gegen Fr. 100,000 eingenommen und verkonsument haben.

Nun, Theorien sind grau, das Portemonnaie allein beweist. Ich habe eingenommen aus dem Ertrag von

	Fr.
«Peter, der Tor», Roman (schätzungsweise)	320
«Der Gotteskranke», Roman, rund	200
«Vorfrühling»	700
«Brüder der Flamme», Roman	1,800
«Engel und Dämonen», Roman	1,600
«Herr der innern Ringe», Roman	1,600
«Tobias Moor», Satire	500
Gedichtband (selbstverlegt) . .	600
«König dieser Welt», Drama (selbstverlegt)	200
Essaybändchen (selbstverlegt) .	100
Madonna (Legenden, Seldwylaverlag)	90
Astrologiebuch	2,400
Neues Astrologiebuch, bisher .	<u>1,500</u>
	<u>11,610</u>

Es kommen dazu aus dem «Chriützwäg», dem Dialektschau-	
spiel, aus dem Buchverlag . . .	130
	<u>11,740</u>

Abziehen muss ich eigentlich, da die «Astrologie» mit der «Dichtung» nicht viel gemein hat, Fr. 4000, so dass aus dem Buchverlag, meine eigenen «Verlegereien» mitgerechnet, rund Fr. 8000

herausschauen; die Zahlen waren zu selten und zu klein, und ich wollte mir beim Addieren nicht die Augen verderben.

Es kommen allerdings aus Vorabdrucken dazu gegen Fr. 5000, aus Arbeiten, die in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, gegen Fr. 3000, an Preisen



Alfred Fankhauser

Fr. 1100, so dass im ganzen, wenn ich alle kleinen und kleinsten Honorare eingerechnet haben würde, wahrscheinlich eine Summe herauskäme, die sich um die 20,000 bewegen mag; geteilt durch 14 = Fr. 1428,57. Man wird mir glauben, dass ich froh war, wenn dann und wann die Schillerstiftung und die Werkbeleihungskasse Lücken gestopft; noch froher war ich (dies mit etwas Ingrimm gesprochen) darüber, dass ich meine Maschine noch zu andern Dingen gebrauchen konnte.

Nämlich zu journalistischer Tätigkeit. Dabei schaut allenfalls das heraus, was jene Jahressumme auf das für geistige Proletarier letzterträgliche Existenzminimum aufrundet.

Nun, meine Freunde, die ihr Gott mit eurer freien Schriftstellerei versuchen

wollt, ich behaupte, ihr werdet davon leben können. Ihr müsst nur einige Bedingungen erfüllt haben, nicht alle gleichzeitig, wohl aber die einen oder die andern :

Entweder ihr probt aus, mit welchem Minimum auch heute noch ein Mensch auskommt, und lauft Gefahr, vom Getriebe der Zeit schliesslich kaum noch was zu wissen,

oder ihr entwickelt einen Iltisinstinkt für das auf dem Bücher- und Feuilletonmarkt Verlangte, und lauft Gefahr, schliesslich von euch selbst nichts mehr zu wissen.

Dann könnt ihr als freie Schriftsteller leben.

Alfred Fankhauser

Was ich einem jungen schweizerischen Schriftsteller sagen würde, wenn er mich fragt, ob und wie er sich ausschliesslich durch seine schriftstellerische Arbeit durchschlagen könne ? Ich würde ihm antworten, was ich im Laufe meines langen Lebens Dutzenden gesagt : Wer mit seiner schriftstellerischen Arbeit allein sein Brot verdienen will, muss nicht nur viel Talent, sondern auch viel Glück haben. Er darf sogar leider eher von jenem weniger als von diesem haben.

Besser ist es, nicht auf sein Talent allein abzustellen, sondern auf seinen Fleiss und daher nicht auf den künstlerischen Beruf allein, sondern mehr auf einen bürgerlichen. « Nimm einen Neben- und Nährberuf », würde also mein erster Rat sein. « Sei nicht eitel ! Ein tüchtiger wackerer Schreiner oder Schuster kann auch wie zu Zeiten der Meistersinger noch neben bei etwas für die Literatur tun. » (Hei, wie da die Literaten

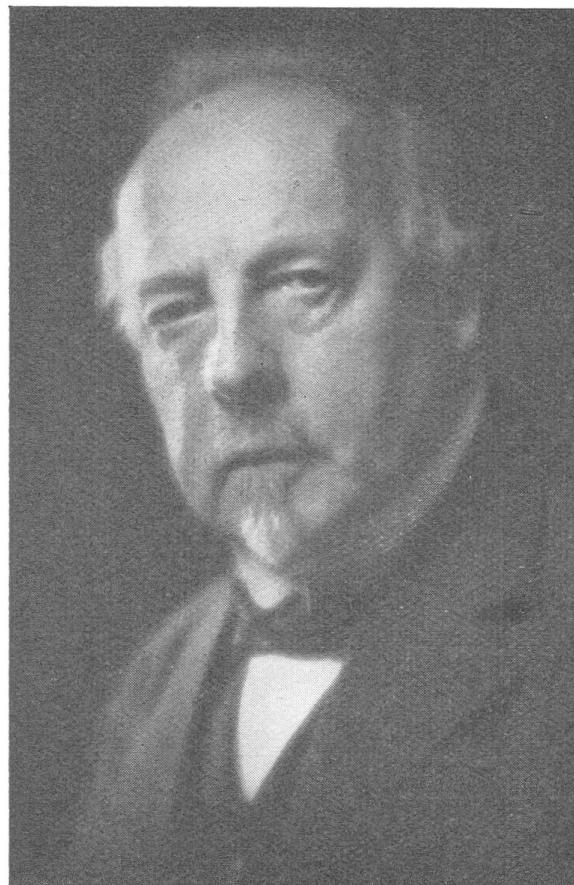
und Aestheten lächeln oder höhnen werden !) Missverstehe mich aber nicht ! Dein Talent muss in dir brennen wie ein Hunger und je mehr Zeit dein bürgerlicher Beruf in Anspruch nimmt, um so heißer wird dieser Hunger werden. Diese innere, nicht die sprichwörtlich äussere Not des Dichters macht den Dichter, dieses Warten auf die spärliche Zeit zur Betätigung, beileibe nicht das Warten auf die dichterische Eingebung. Deine Visionen müssen so üppig sein, dass dir davon bang wird, bang aus scheinbarer Unmöglichkeit der Wiedergestaltung.

Aber — ich soll ja sagen, wie du Geld machen kannst; denn Geld allein gibt dir schliesslich Brot. Wenn du um Geld schreibst, ohne das Glück eines grossen Wurfes zu haben, dann wirst du ein Journalist, ein Zeilenschreiber, ein von der Hand in den Mund Lebender. Bist du geschickt, packst das moderne Leben beim interessantesten Zipfel, kannst ein wenig geistreich, frech, pikant oder gar gelehrt tun, so wirst du auch damit dein leidliches Auskommen finden. Aber ein bürgerlicher Nährberuf schafft dir mehr Ruhe, gibt dir jene kleinen Pausen, in denen du vom Handwerk ausruhen darfst in der Kunst. J. V. Widmann klagte mir einmal, sein Beruf als Journalist töte seine dichterische Produktion. Bekanntlich tötete sie sie nicht. Aber ein dem dichterischen ganz unähnlicher Nebenberuf — wie vielleicht vor langer Zeit meiner als simpler Wirt — wäre mehr als der journalistische zu empfehlen.

Nun aber der grosse Wurf ! Frage die Buchhändler ! Die Gegenwart frisst Bücher wie neugebackenes Brot. Sobald

sie ein paar Wochen alt sind, bleiben sie liegen. Die Gegenwart frisst auch Aktualitäten oder das, was sie aktuell nennt. Ein paar Beispiele: einige Kriegsromane, aktuelle Biographien, Tagebücher berühmter Politiker der letzten Jahre, sensationelle Reisebeschreibungen. Sie frisst auch, was sie billig bekommt. Beispiele: die billigen Massenausgaben der Buddenbrooks usw. usw., wobei insofern kein Schaden ist, als die Gegenwart damit etwas Gutes bekommt, was sie zu andern Bedingungen vielleicht weniger konsumieren würde. Nur übersieht sie dabei leider das Gute, das noch nicht zu Ramschpreisen zu haben ist.

Fühlst du dich berufen, den Wettbewerb derjenigen mitzumachen, die durch einen « Schlager », wie das schöne, aus unserer Zeit geborene Neuwort heisst, ein Vermögen erschreiben können, wohl an, der Weg ist für jeden frei. Ich weiss auch noch einen andern: Denk nicht an die Menge, nicht an den Erfolg! Schreib, weil du musst, weil es dich sonst innerlich zerreisst. Es gibt auch in dieser heillosen, wilden, hastvollen, überheblichen Zeit noch Leute, in deren Innern ein Echo klingt für das, was aus tiefster Menschlichkeit kommt, was nicht modern, sondern einfach und in seiner erschütternden Alltäglichkeit ewig ist. Grabe also in dich hinab, um dich selbst bis in die letzte Falte, die Unruhe und Not deiner Seele, deine unstillbaren Wünsche, den ewigen Durst deiner Augen nach Schönheit zu kennen. Und schreibe ganz allein, um dich zu befreien! Das wird dir heutzutage kaum mehr Reichtümer einbringen, aber — es gehen seelisch mehr Leute mit dir als du weisst und sie verschlingen deine Bücher nicht, aber



Ernst Zahn

— sie halten sie in heimlichen und einsamen Stunden in andächtigen Händen. Und du gibst Brot, du nimmst es nicht nur. Das ist auch ein Ziel, junger Bruder von der Feder. Auf dem Wege dazu, wirst du dich durchschlagen und dich nähren, allerdings mehr mit heimlicher Freude, als mit Aussicht auf ein Schloss am Meer.

M e g g e n , im März 1931.

Ernst Zahn

Wenn mich einer fragt, ob es in der Schweiz möglich sei, allein aus dem Ertrag schriftstellerischer Arbeit zu leben, so muss ich ihm kraft eigener Erfahrung und Ueberzeugung mit einem



R. v. Tavel

glatten Nein antworten, wobei mir erst noch ein anspruchsloses Leben vor- schwebt. Zugegeben sei, dass ein glücklicher Wurf einen Schriftsteller für ein oder zwei Jahre über Wasser halten kann, aber darauf verlassen darf er sich nicht. Ich will nicht einmal bestreiten, dass ausnahmsweise ein besonders reiches Talent, das auch jenseits unserer engen Landes- grenzen Anklang findet, seinen Mann einige Jahre lang ernähren kann. Aber das wird recht selten vorkommen und setzt voraus, dass der Autor bereits seinen Namen hat. Alle unsere grossen Schweizer haben es nicht verschmäht, neben der Schriftstellerei einem Brot- erwerb nachzugehen, es sei denn, dass einer durch den Besitz eines ausreichen- den Vermögens oder durch Subsidien von anderer Seite der Brotsorge enthoben war.

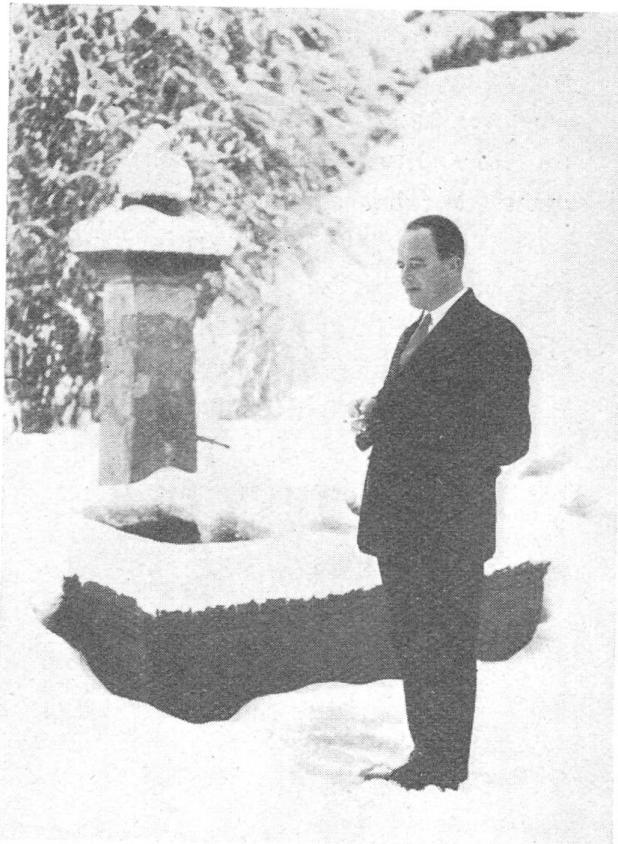
Ich erinnere mich eines Gespräches, das ich in meiner Journalistenzeit mit J. V. Widmann führte. Wohlwissend, dass

ich in ihm einen erfahrenen und verständnisvollen Leidensgenossen besass, sprach ich den Wunsch aus, möglichst bald vom Juche der Redaktionsstube frei zu werden, um mich ganz auf die freie Schriftstellerei werfen zu können. Feinfühlig und taktvoll, wie Widmann im persönlichen Verkehr war, sprach er nicht etwa einen Zweifel in die Ausgiebigkeit meines erzählerischen Talentes aus, wozu er damals durchaus berechtigt gewesen wäre, hatte ich doch noch wenig auf den Markt gebracht, er wies vielmehr auf einen schweizerischen Schriftsteller hin, der bereits im Vordergrund stand, eine grosse Lesergemeinde hatte und sich eben anschickte, die bisher innegehabte Lehrstelle aufzugeben, um fortan ganz seiner Feder zu leben. « Er wird es bereuen », sagte Widmann, « denn von nun an wird er schreiben müssen, ob er dann dazu aufgelegt ist oder nicht. » Ich glaube, Widmann habe in diesem Falle durchaus richtig vorausgesehen. Jedenfalls bleibe ich ihm für den erteilten Rat dankbar.

Wir Schriftsteller sind unter allen Um- ständen in einen schwierigen Konflikt hineingestellt, wie übrigens auch die Kollegen von der bildenden Kunst. So lange wir durch die Sorge um das Brot gezwungen sind, irgendwo in einem Kummet zu laufen, peinigt uns dieses Gefangensein. Was können wir dafür, wenn die dichterische Schaffenslust und die Einfälle in einem Augenblick über uns kommen, da wir die ungeteilte Arbeitskraft unserem Brotherrn schulden ? Es ist eine harte und schwierige Schule, hier immer das Richtige zu treffen, seinen Mann dem Amte zu stellen und doch der schöpferischen Kraft nichts schuldig

zu bleiben. Und doch möchte ich sagen, dass dies seelisch fast noch leichter zu ertragen ist, als die Stunden, Tage, ja, Wochen oder Monate, in denen man müssig bleiben muss, weil nun einmal die Stimmung sich nicht einstellen will, die wir unbedingt brauchen, um etwas künstlerisch Wertvolles zustande zu bringen. Noch der reife, seiner Sache sichere Schriftsteller bedarf einer besonderen psychischen Disziplin und künstlerischen Gewissenhaftigkeit, sollen ihn nicht die Stunden gezwungener Ruhe aus dem Gleichgewicht bringen oder gar verführen zu aussichtlosem Schaffen. Wie wohltuend und disziplinierend wirkt da eine Nebenbeschäftigung, welche Genugtuung verschafft und vielleicht zugleich noch neue Einfälle bringt! Ein schlechter Ratgeber aber wäre der, der einem angehenden Schriftsteller die Idee in den Kopf setzen wollte, er dürfe, um ernst genommen zu werden, neben der Schriftstellerei keinem andern Broterwerb nachgehen. Wir sollten nie vergessen, dass Reife für den Schriftsteller vom allerwichtigsten ist. Reife kann aber nicht erzwungen werden, sie braucht Zeit. Es ist vielleicht angezeigt, bei dieser Gelegenheit ein weiteres Publikum einmal darauf hinzuweisen, dass die Arbeit des Schriftstellers nicht nach den Stunden abgelöhnt werden darf, die er zur schriftlichen Ausarbeitung seines Werkes braucht, wie heute noch viele Leute meinen, sondern dass die unzählbaren Momente, Tage oder Jahre in Rechnung gesetzt werden müssen, deren das Werk von seiner Konzeption bis zur vollen Reife bedurfte, von den Studien gar nicht zu reden.

R. v. Tavel



Hermann Hiltbrunner

Ja, was habe ich ihnen gesagt, diesen sechs, sieben jungen Menschen, die im Laufe der letzten Jahre « mit Edelsteinen in den Augen » und mit einem Versmanuskript zu mir kamen und meine Ansicht über die Zukunftsmöglichkeiten eines Dichters hören wollten? Ungefähr folgendes habe ich ihnen gesagt: Beenden Sie Ihr Studium, oder: Bleiben Sie noch ein Weilchen bei Ihrem Beruf. Beissen Sie die Zähne noch ein paar Semester zusammen. Sie werden später dann, wenn die Zeit des Leerschluckens gekommen sein wird, froh sein, dieses Zusammenbeissen gelernt zu haben. Denn diese Zeit kommt sicher, wenn Sie nicht den Weg des Bürgers gehen.

Jeder, der sich berufen fühlt, über die-

ses Ihr erstes Werk urteilen zu dürfen, wird von Ihnen sagen : der junge N. N. ? Doch, er kann schon etwas ! Aber sehen Sie, dies Etwaskönnen entscheidet gar nichts. Mir hat einmal ein aus Phrasen zusammengesetzter Kunstkritiker gesagt, er habe den Eindruck, die Sprache dichte für mich. Fehlte auch mir der Sinn für Echtheit und Erlebnis, so würde ich Ihnen wahrscheinlich das gleiche sagen. Das Können, übrigens die reine Selbstverständlichkeit und allererste Voraussetzung — das Können allein führt zu nichts, zu weniger als nichts, zu Virtuosität — dann, ja dann dichtet die Sprache für Sie. Auf das Können in der « Kunst » sollte sich keiner etwas einbilden. Denn das kann ja erlernt werden. Aber wo mit Recht von Kunst die Rede ist, ist gerade das Unerlernbare das Wesentliche, Bedeutende, Wertvolle — jenes Unerlernbare, das durch Geburt und Schicksal geworden und einmalig ist.

Ich nehme an, dass Sie, indem Sie mit Lyrik zu einem Lyriker kommen, sich auch hauptsächlich um die Erfahrungen des Lyrikers in mir interessieren. Es ist schön, dass Sie mit Lyrik begonnen haben. Wer gute Verse geschrieben hat, schreibt später um so bessere Prosa. Geht Ihr Trachten auf Prosa, dann bin ich nicht der Mann, der Ihnen raten kann. Sie verwundern sich vielleicht über den fast oberflächlichen Ton, den ich Ihnen gegenüber ansschlage. Aber ich habe Ihre Verse eben noch nicht gelesen und weiss noch nicht, ob Sie aus purem Ehrgeiz Verse schreiben und veröffentlichen wollen. Ich möchte die Dinge nicht verwikelter sehen, als sie wirklich sind — was

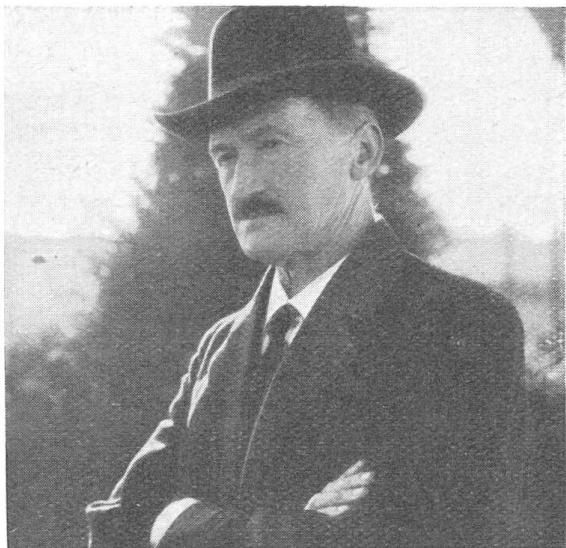
ich aber hundertmal erlebt habe, ist dies : dass junge Leute aus Ehrgeiz und Eitelkeit zu dichten anfangen. Sind Ehrgeiz und Eitelkeit die Triebfedern Ihrer künstlerischen Versuche, dann kann Ihnen geraten und geholfen werden. Es wäre Ihnen in diesem Falle dringend zu raten, sich für Ihre ichbetonenden Triebe ein besseres Objekt, einen fruchtbaren Boden zu suchen. Ehrgeiz und Eitelkeit führen auf unserm Boden zu nichts Bleibendem — und Sie wollen doch Ihren Namen verewigen ? Ihn verewigen, nicht bloss berühmt machen ? Grosser Ehrgeiz und grosse Eitelkeit produzieren grossen, kleiner Ehrgeiz und kleine Eitelkeit kleinen Buchmist. Von beiden gibt es übergenug auf der Welt. Sehen Sie : Wer selber scheinen will, wird nie erleuchtet, wer sich ins Licht stellt, steht im Schatten und wer gross ist vor den Menschen, ist klein vor dem Himmel.

Stammen Ihre Verse aber nicht aus jenen zweifelhaften, weder Gewicht noch Gewähr bietenden Triebgruppen — dann, Verehrter, ist Ihnen nicht zu helfen und nicht zu raten. Dann sind Sie das, was man « gezeichnet » nennen könnte. Dann steht hinter Ihrer Produktion ein dauerhafterer, tauglicherer Zwang als Ehrgeiz und Eitelkeit. Dann ist auch Ihr erstes Werk, wenngleich es noch Spuren von Pubertät zeigen wird, gerechtfertigt und unbestreitbar. Dann haben Sie auch die Kraft, die langen Jahre des Untenseins zu ertragen. Denn diese kommen unausweichlich, sind unausbleiblich. Sie bedeuten Hunger und Demütigung, Bettelei und Abgewiesenwerden. Aber alles das kann Ihnen nichts schaden. Aller äussern Un-

sicherheit und Armut gegenüber haben Sie ja das innere Gegengewicht: Die grosse Sicherheit, den grossen Reichtum. Diese beiden werden Sie tragen und halten, erhalten. Sind Sie solch ein Mensch, dann werden Sie auch nie Journalist: Ist ein Dichter echt und ursprünglich, so wagt er niemals zum Journalismus zu greifen. Denn er wird ja ein Brunnen, keine Zisterne sein. Es wird dauernd oder intermittierend aus ihm fliessen, sprudeln, quellen und er weiss nicht, von wannen alles kommt und wohin es geht, aber alles wird so sein, dass es dem höchsten Gesetz dient — wem aber dienen die Journale?... Da Ihre Werke nicht im Sinne der Weltlichkeit stehen, sind sie bis auf jene unschädliche, «gelegentliche Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften» unverwendbar, unausmünzbar. Einen Verleger, was Verleger heisst, finden Sie vielleicht erst nach Jahren. Sie können mit dem, was Sie mit oder ohne Verleger, wie sie heute sind, verdienen, nicht einmal Ihre Bude bezahlen — aber noch das verfluchteste Elend findet endlich und wieder und wieder einen Ausweg. Sie können nicht verzagen, Sie können nicht verhungern, Sie können nicht einmal krank werden. Sie werden kaum bekannt, niemals berühmt. Sie gehen nicht mit der Zeit, Sie gehen vielmehr mit der Ewigkeit; der Mensch der Ewigkeit aber hat keinen Ruf. Sie bleiben in der grossen Verschollenheit, in der mystischen Anonymität, weil Sie wissen, dass der, der dem Aeussern Gewicht gibt, im Innern hilflos wird. Aber Sie wirken doch, Sie spüren, dass eine Kraft von Ihnen ausgeht, dass man Sie braucht, dass Ihre Existenz notwendig ist. Sie werden nicht hervortreten, nicht hervorragen wollen,

und doch werden Sie geheim hervortreten und hervorragen und werden ein Trost und eine Freude sein für viele. Sind Sie dieser Mensch, dann sind Sie das, was man nur mit Scheu einen Berufenen nennt: Dann betreiben Sie keine Kunst, sondern gehen die Bahn zum vollendeten Menschen und Ihre Werke sind Stationen oder Marksteine auf diesem einzig und allein gehenswerten Weg in der Welt. Dann haben Sie alles und alle hinter sich, auch Ihre Werke, die Abfälle von Ihrem ewigen Wesen. Dann heisst es von Ihnen nicht mehr: Er kann etwas. Wenn es von Ihnen noch etwas heisst, heisst es höchstens: Er ist etwas. Was sind Sie da? Ein Mensch, wie er sein soll, nahe bei seiner Vollendung, dicht bei seiner Erfüllung. Dann wirken Sie durch Ihr Wesen, nicht durch Ihre Taten. Und Ihr Herz wird rein und schön und kindlich sein. An Ihrer Unsterblichkeit wird Ihnen nichts liegen. Ruhm und Ehre werden Sie längst vergessen haben... Dann werden andere, jüngere, zu Ihnen kommen und mehr als äussere Wegleitung innern Rat bei Ihnen holen. Und ich höre im Geiste, wie Sie lächelnd sagen werden: Man kann einen Berg auf ein Weizenkorn wälzen — es wird ihn durchwachsen; man kann einen Keim mit einem Gletscher überdecken — er wird ihn durchschmelzen. Tun Sie, was Sie müssen. Schreiben Sie Wertvolles, so geht Ihr Weg durch tiefste Armut, Entbehrung und Demütigung. Aber seien Sie getrost, Sie werden die Welt überwinden, vergessen. Es gibt nur diese beiden Wege: Schreiben Sie für die Zeit, dann sterben Sie durch die Zeit; schreiben Sie aber für die Ewigkeit, dann leben Sie durch die Ewigkeit.

Hermann Hiltbrunner



Alfred Huggenberger

Nach meinen Erfahrungen hat in der Schweiz (und wohl auch anderswo) nur der Aussichten, sich als Schriftsteller nach und nach einzuführen und vielleicht mit der Zeit auf ein bescheidenes, wenn auch nie ganz gesichertes Einkommen hoffen zu dürfen, den ein Brotberuf wenigstens während den ersten, meist sehr schweren Jahren (oder Jahrzehnten) vor Not und Abhängigkeit sichert. Er hat dazu den Vorteil, irgendwo handelnd im Leben zu stehen, statt als Aussenseiter viele Dinge in falschem Lichte zu sehen.

Alfred Huggenberger

Vor Jahren lebte in Zürich ein junger, gänzlich unbemittelte deutscher Dichter, der sich sein Brot mit Baggerarbeit am See verdiente: vier Tage der Woche stand er im Dienst, die übrige Zeit widmete er dem Studium, vertieftem Denken und der Niederschrift dessen, was während der Stunden körperlicher und geistiger Arbeit dichterisch

in ihm reifte. Man hatte Bedauern mit dem ungewöhnlich begabten jungen Manne seiner unangemessenen Arbeit wegen und bot ihm die Stelle eines literarischen Mitarbeiters an einer Zeitung an. Er lehnte ab: « Wenn ich handwerke, vermiete ich nur meine Körperkräfte, wenn ich mit Schreiben Geld verdienen soll, muss ich auch meine Gedanken in Dienst stellen. Dazu sind sie mir zu gut. Ich will mir meine Freiheit bewahren. » Er ist nicht beim Baggern geblieben; aber bis heute hat er die klare Trennung zwischen Erwerb und Beruf innegehalten. Er hat wenig veröffentlicht; aber, was von ihm erschien, hat innere Notwendigkeit, erfüllt eine Sendung und gilt.

Diese Geschichte möchte ich jedem jungen Menschen erzählen, der — auf Broterwerb angewiesen — im Begriff steht, freier Schriftsteller zu werden. Er würde daraus verstehen, dass es von der Freiheit des Schriftstellers zweierlei Begriff gibt: Freiheit im Sinne unbeschränkter Verfügung über Zeit und Kraft zugunsten des Schriftstellerberufes, der sich aber in den Dienst des Erwerbes stellen muss, oder — bei beschränkter Zeit und oft schmerzlicher Stauung der schöpferischen Kräfte (die freilich, solchermassen am zu leichten Verströmen verhindert, sich zu mächtigen Kraftzentren sammeln und eruptive Gewalt gewinnen können) — die Freiheit, nur dann zu schreiben, wenn man es von innen heraus muss, nur das, wozu man sich berufen fühlt, und ohne Rücksicht auf Besteller, Publikum und Erfolg. Dort äussere Bewegungsfreiheit, hier innere Unabhängigkeit. Wer jene vorzieht und auf diese verzichten kann, der mag es

immerhin versuchen, sich mit Schreiben durchzubringen, es wird vielleicht nicht kärglicher zugehen als in manchen andern Berufen; denn wenn auch ein grosser Jammer über den Rückgang des Buchgewerbes besteht, die Verleger immer vorsichtiger werden und alle Zeitungen über Stoffüberhäufung klagen: das sensationelle Buch erlebt heute Auflagen wie nie zuvor, die Zahl der Zeitungen ist gross und immer noch im Wachsen begriffen, und reichlich sind die gut bezahlten schriftstellerischen Aufträge im Dienst der offenen und verdeckten Reklame (nicht umsonst leben wir im Lande der verwertbaren Naturschönheiten!). Und wenn einer vollends Glück hat, d. h., wenn seine Werke Anklang finden und die Produktion nicht stockt, oder, wenn er geschickt ist, d. h. Geschmack und jeweilige Laune des Publikums errät, sich zu schmiegen weiss und es versteht, auch die geistigen Vorräte anderer in eigener Münze auszugeben, so kann er es als «freier Schriftsteller» geradezu weit bringen.

Zollikon, März 1931.

Maria Waser

Lieber junger Freund!

Sie haben Talent; mehr: Sie haben Herz. Ihre Arbeiten gefallen mir. Und dennoch, oder gerade weil sie gut sind, rate ich Ihnen: Springen Sie nicht ab von Ihrem profanen Beruf; misstrauen Sie dem Lockruf der abenteuerlichen Ungebundenheit!

Sie fragen, ermutigt durch einige literarische Anerkennungen, nach den Existenzbedingungen des Schriftstellers in der Schweiz. — Antwort: Soviel ich sehe, sind sie ausgesprochen ungünstig,



Traugott Vogel

besonders für sogenannte «freie» Schriftsteller, die sich das Recht herausnehmen, ohne regelmässige Arbeitsverpflichtung zu schreiben wann, wo, wie und was sie wollen, und die kein anderes Arbeitsdiktat anerkennen als das des innern Müssens.

Diese freien Schriftsteller fühlen sich in der Schweiz um so abhängiger, je «freier» sie sind. Beschränkte Publikationsmöglichkeiten bedingen ihre Unfreiheit; sie hängen ab vom Papierfeld, das sie bestellen und das sie nährt; Spielfeldwechsel ist fast unmöglich, weil zu wenig Spielfelder von derselben Qualität da sind.

Und darum, lieber Freund, glaube ich, dass einzig die Fronarbeit in einem bürgerlichen Berufe (wozu auch der Beruf des Redakteurs, des Journalisten oder des Zeitungskorrespondenten zu zählen ist), verhindern kann, dass der freie Schriftsteller zu seiner musischen Produktion in ein entwürdigendes Dienstverhältnis trete, welches dieselben edlen oder unedlen Arbeitsbedingungen bietet, wie jedes beliebig andere Handwerk oder Kunsthandwerk.

Sie sehen, ich warne Sie vor der Be-
rufsschriftstellerei. Dies tue ich nicht aus
Mangel an Idealismus und nicht aus Liebe
zum bürgerlichen Beruf, sondern allein
aus der Erfahrung heraus: wer als un-
abhängiger Produzent vom Ertrag seiner
Feder leben will, wird ein Vielschreiber.
Seine Aeusserungen büßen leicht an
Qualität ein, weil er sich genötigt sieht,
die Substanz zu verdünnen oder sich zu
wiederholen.

Damit soll nicht die Tatsache geleug-
net werden, dass der schweizerische
Schriftsteller dennoch sein Brot auf an-
ständige Weise an der Schreibmaschine
verdienen kann; es ist jedoch in beinahe
allen Fällen dasselbe neutrale Weissbrot,
wie es die Arbeit an irgendeiner andern
Maschine einträgt. Gewiss, die Mög-
lichkeit des Aufstieges besteht für den be-
gabten Menschen von betriebsamer Natur
und mit wendiger Hand. (Besser gesagt:
Mit wendigen Händen; denn er müsste ja
auch mit der Linken schreiben können!
Das heisst: Es brauchte nicht alles von
erster Qualität zu sein, was die Gross-
verbraucher benötigen. Solche hurtige
Tausendsassas sind sogar sehr gefragt;
Tagesblätter, Funk, Film, Provinzbühnen
verlangen nach ihrer leichten Kost.)

Aber nicht wahr, lieber Freund, diese
Art von Erfolg ist wenig abhängig von
Begabung; ob einer hier mitlaufen und
siegen mag, ist eher Sache des Charak-
ters, des Geschnacks und der inneren
Eignung; also nicht jedermanns Sache,
und besonders nicht die eines Empfind-
samen, also nicht die Ihre.

Man muss heute — und hätte es wohl
immer tun müssen — jedem jungen dicht-
erischen Talent raten, was ich Ihnen
raten muss: Wenn du weisst, dass die

grossen Gedanken aus dem Herzen kom-
men, und glaubst, dass du berufen bist,
diese Herzgedanken in dichterischer Form
in Umlauf zu setzen, dann streiche den
Traum vom « freien Schriftsteller », ziehe
den Lebensunterhalt aus bürgerlich nütz-
lichem Berufswerk, arbeite nebenbei an
dir in der Stille und lass dich von der
vielbeklagten Herzensträgheit der Leser
nicht kleinmütig machen. Wenn du etwas
zu geben hast, das sie nötig haben und
nicht entbehren können, werden sie frü-
her oder später zu dir kommen und mit
gutem Preis deine literarische Ware ab-
kaufen. Und damit kaufen sie dich von
der Fron los und du wirst in Wahrheit
ein freier Schriftsteller und Mensch.

Lieber Freund, Sie sind noch jung und
haben Zeit. Sehen Sie, ich bin heute sie-
benunddreissig Jahre alt, bin Schulmei-
ster auf der untersten Stufe der Volks-
schule, habe fünf ziemlich unbescholtene
Bücher geschrieben, und was sie mir ein-
bringen, ist weniger als wenig. Der Ge-
winn steht eben nicht in der Kolonne:
Bürgerliche Nützlichkeit.

Und dies sollen Sie bedenken, bevor Sie
unter die freien Schriftsteller gehen. Bes-
ser, Sie sind ein ans Berufsleben gebunde-
ner Mann — und bleiben freier Dichter.

Ich grüsse Sie herzlich.

Berlin-Dahlem, 27. Februar 1931.

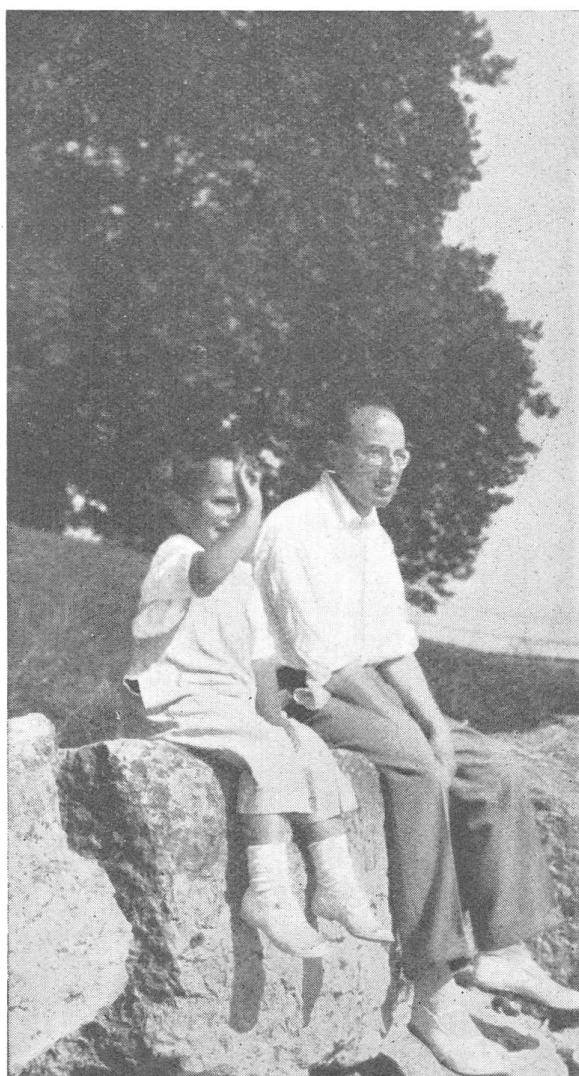
Traugott Vogel

Es gibt immer noch gelegentlich
einen, der mit brühwarmen Manu-
skripten in der Redaktion vorspricht und
meint, sein « eigentlicher » Lebensweg
müsste von hier aus starten, sonst sei
alles umsonst und verspielt. Sie sind
noch immer nicht ausgestorben und wer-

den es auch nie sein, die, wenn man sie auf die vielen Seiten und Möglichkeiten des Lebens aufmerksam macht, mit schöner Entschlossenheit die Antwort ertrotzen : « Sagen Sie mir, kann man sich als Schriftsteller ehrlich durchs Leben schlagen oder kann man es nicht ? » Worauf ich zu sagen pflege : « Durchs Leben schlagen schon, aber ehrlich nicht. » Sieht mich der junge Mann, strafende Entrüstung im Blick,verständnislos an, so repetiere ich mit ihm rasch ein Kapitel schweizerischer Literaturgeschichte von Haller bis Hiltbrunner, unter dem Blickwinkel : Schriftstellerei allein oder plus Nebenberuf ?

Es gibt zwei Instanzen, die bei der Beantwortung dieser heiklen Frage zuständig sind : erstens die Steuerbehörde, zweitens der einzelne Schriftsteller. Man hält sich mit Vorteil an den letztern, wenn er willig ist, Auskunft zu erteilen. Wie mancher wird dann seinen Nebenberuf als die tragfähige Lebensgrundlage bekennen, den Hauptberuf der Schriftstellerei jedoch als die tragische Verschönerung des Lebens.

« Sie bringen Ihre Dichtung zur Zeitung », sage ich unvorsichtigerweise dem jungen Mann, um ihn zu trösten : « Warum bringen Sie uns nicht einen guten Artikel über ein Thema, das Ihnen am Herzen oder meinetwegen am Gehirn liegt ? » Mit dieser Aufforderung beginnt für viele statt dem erträumten Lebensweg der nie geträumte Leidensweg, der sie von Redaktion zu Redaktion führt in immer rascherem Umgang, mit immer leichterem Gepäck, aus immer stärkerem Zwang — damit die Fiktion des schriftstellerischen Lebensberufes aufrechterhalten werden kann. Das sind die Jour-



Hugo Marti

nalisten ohne Neigung und ohne Eignung, die pauvres honteux der Literatur; sie schlagen sich vielleicht tapfer durch, doch ehrlich nicht — ich meine : so nicht, dass die Rechnung ihres Lebens (das, was einer will minus das, was einer muss) mit einem Aktivsaldo abschliesst.

Hugo Marti

Lieber Kollege, würde ich ihm sagen: Glück zu, Glück zu; es kommt immerhin vor ! Der Titel « Freier Schriftsteller » erfüllt mich mit einer Art ver-



Albin Zollinger

zweifelter Bewunderung: Wie fangen Sie es nur an, was muss ich tun, um... Denn ich stelle mir das schlaraffisch vor, das ganze Vermögen an Zeit für die innige, müh-selige, ernsthafte, zerbrechliche Beschäftigung des Dichtens frei zu haben. Ich bin weder faul noch geldgierig; wenn ich daran denke, wie so manche Villa am Meer unbenutzt mit geschlossenen Läden steht, so meine ich weniger das *dolce far niente* als die Unmenge Stille in jenen Gärten! Gesucht eine Mansarde, ein Kellerloch, eine Dunkelkammer, wo nicht das Radio seine Schnauze hineinsteckt! Es maust mir die sauer ersparten, listig versteckten Brosamen Zeit, und da ist kein Gericht, das mich schützt, ich sage schon gar nichts, sie hätten ihr Gaudium mit dem Narrenhäusler, der Schadenersatz für zerklippte, zerjodelte, zerhandorgelte, zerwetterprognoste Stille verlangte. In der Stille stecken beiläufig meine Schätze an Tiefsinn, muss man wissen; Verse sind wie verfluchte Ratten, die nicht aus ihren Löchern wollen, sobald sich nur ein Grashalm bewegt. Nicht umsonst werden

Dichter immer wieder mit dem Gänsekiel vor der Nase gemalt. Ich rede hier von der Stille, einem Synonym für Zeit, wie von einem ernsthaften, zinstragenden Wert, der bis vor die Bankdirektoren zu Recht besteht; das sieht beinahe so aus, als schläge ich nun doch Kapital aus ihr. Ich leugne nicht, dass es mir manchmal gelingt, ein Gedicht zu verkaufen; aber ich amortisiere noch immer die Spesen meiner literarischen Vergangenheit: Papier, Schreibmaschine, Briefmarken, Briefmarken, Briefmarken. Meine Mutter schüttelte den Kopf und glaubte mir gut zu raten, indem sie sagte: « Gib es doch auf. » Sie unterschätzte das Ding: Ich brachte es sogar zur Betreibung eines Verlegers, der mir hundert Franken vorenthalte. Dieser Prozess schmeichelte mir ausserordentlich. Man wird mir raten, meine Produktion zu steigern, den Umsatz zu erhöhen. Abgesehen davon, dass das in sehr grundsätzlicher Weise mit dem oben erwähnten Vorrat an Stille zusammenhängt — ich unterrichte tagsüber eine Volksschulkasse — wird der Sanierungsvorschlag einigermassen problematisch durch die angehäuften Materialien, deren Weggang sich verzögert. Was wollen Sie: Keyslerling, Frank Thiess und einige begnadete Schweizer haben uns den deutschen Kredit verdorben, und die heimischen Blätter, mit Ausnahme derjenigen, die grundsätzlich keine Honorare bezahlen, bringen nurmehr Valéry und Ortega y Gasset. Ich bin weder Valéry noch Ortega y Gasset, es fällt mir nicht ein, das zu behaupten. Ich bin nur, als ein rechter Schweizer, ein wenig zu stolz zum Hausieren und Betteln, und mit zunehmendem Alter verliert man den Elan des Ehrgeizes. Ich hege aufrichtige Ver-

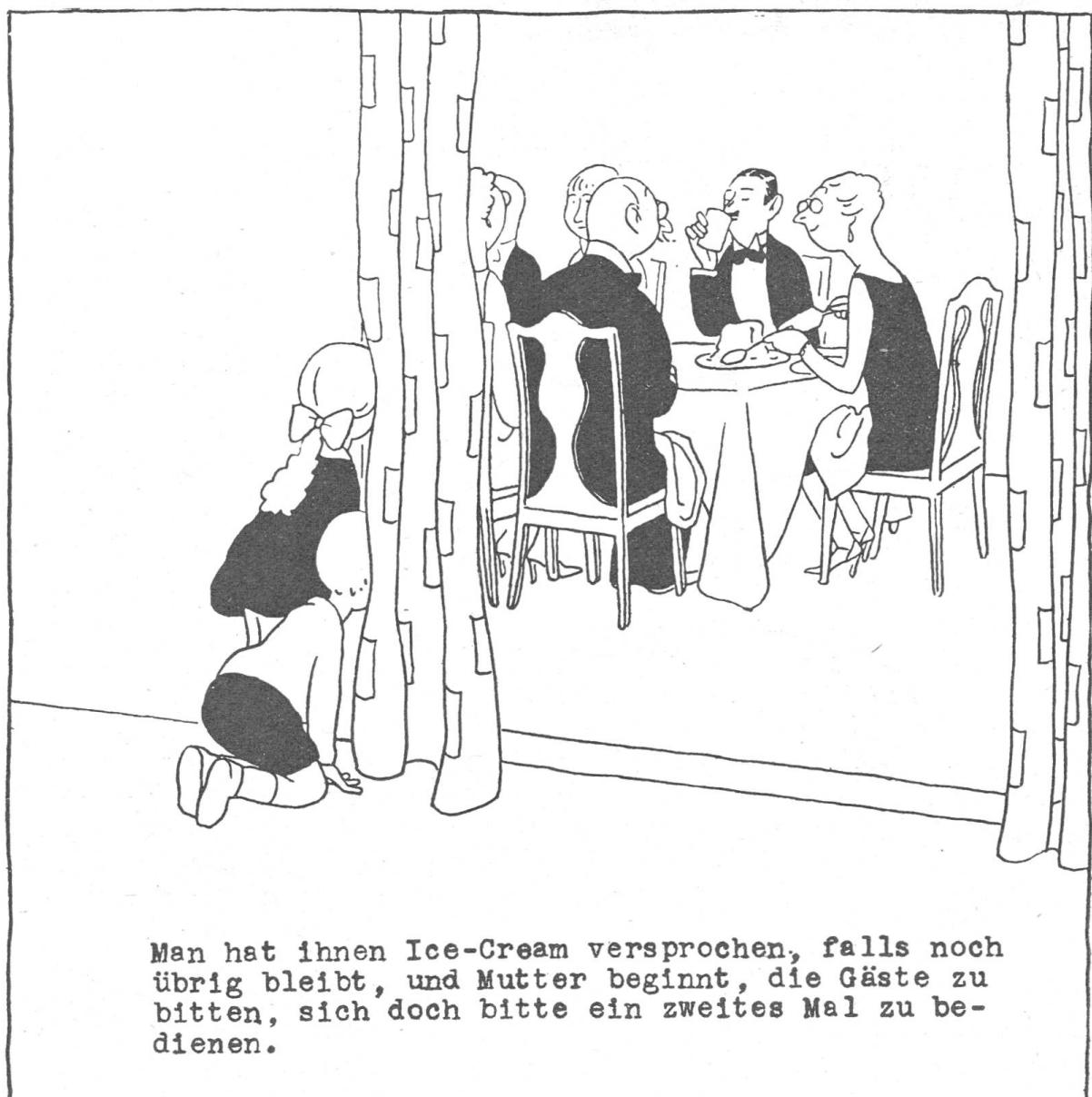
ehrung für meinen Verlag, Grethlein & Co., der sich sein Vertrauen auf mich sogar etwas kosten lässt, nämlich die Herstellung meiner Bücher, die niemand kauft, obschon sie nachweisbar nicht schlechter sind als manches, was Geld einbringt. Es möchte derweil erscheinen,

als neigte ich hier zum Sarkasmus; er wäre mir zu wenig originell: Ich lobe mir meine Alltagspflicht, der ich ausser Heulen und Zähneknirschen noch manches verdanke: Mein ehrliches Brot, etwas Sandballast, Gelegenheiten der Liebe und Gelegenheiten der Selbstzucht.

Weitere Beiträge folgen

Albin Zollinger

Die Minute, die eine Ewigkeit dauert



Man hat ihnen Ice-Cream versprochen, falls noch übrig bleibt, und Mutter beginnt, die Gäste zu bitten, sich doch bitte ein zweites Mal zu bedienen.